

Klaudia Wick

Emotionen im Fernsehen

Wer über Gefühle im Fernsehen spricht, spricht vor allem über sich selbst. Es ist diese notwendigerweise sehr subjektive Perspektive, die es so schwer macht, sich über den Gegenstand zu verständigen. Darunter – das sage ich aus langjähriger Erfahrung – leidet oft genug auch die professionelle Fernsehkritik, die in ihrer kunstvoll aufnotierten Emphase (Wie großartig! Langweilig! Berührend! Ärgerlich!) gelegentlich lauthals „ICH“ ruft, das aber nur selten zugeben mag. Und doch ist es so: Wer was wann warum gesehen hat, ist nicht etwa nur die Angelegenheit der Fernsehforschung. Sondern der Ausgangspunkt jeder „vernünftigen“ Beurteilung von Fernsehangeboten.

Ich gehöre zu den sechziger Jahrgängen, die mit dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen aufgewachsen sind. Einem Fernsehen, das es heute nicht mehr gibt. Das mich aber bis heute emotional geprägt hat. Ein Fernsehen, das noch Anfang und Ende kannte. Also Alltag noch strukturiert statt ihn aufzufressen. Ein Fernsehen, das Gemeinsinn stiften wollte – und das auch wirklich tat. So kann ich mich noch sehr gut an jenen Abend im Frühjahr 1973 erinnern, an dem die ARD das Fernsehspiel *Smog* ausstrahlte. Heute würde man die Form, in der Autor und Journalist Wolfgang Menge

als Planspiel im Ruhrgebiet „Smogalarm“ ausrief, wohl „Dokufiction“ nennen. Regie hatte Wolfgang Petersen, der das anschließende Chaos im Revier und auf den Ausfallstraßen so eindrücklich in Szene setzte, dass in der Bundesrepublik noch tagelang davon die Rede war. Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen änderte nach *Smog* ihre Notfallpläne zur Evakuierung der Bevölkerung bei einem Störfall. Solche Wirkungen konnte das Fernsehen zu meiner Kindheit entfalten. Ich war wenige Tage vor der Erstausrahlung von *Smog* 9 Jahre alt geworden. Wolfgang Menge, den ich erst Jahrzehnte später in beruflichen Zusammenhängen kennenlernte, wollte nicht glauben, dass ich sein düsteres „Erwachsenenprogramm“ damals schon hatte sehen dürfen.

Tatsächlich war der so gefährlich realistische Seheindruck (das Ruhrgebiet war nur wenige Kilometer von meinem Heimatort entfernt) hart an der Grenze dessen, was meine Kindseele ertrug. Und so haben wir auf dem Schulhof – natürlich hatten alle in der Klasse *Smog* gesehen – noch tagelang mit dem Taschentuch vor dem Mund „Schmockalarm“ gespielt. Und auch, wenn ich inzwischen etwas erstaunt bin über die Laissez-faire-Haltung meiner Eltern gegenüber meinem frühen und vergleichswei-

se ungebremsten Fernsehkonsum, so darf bei der Beurteilung ihrer pädagogischen Sorgfaltspflicht ein Umstand nicht unerwähnt bleiben: Wenn ich abends nach dem Zähneputzen noch aufbleiben durfte, um das Abendprogramm im Fernsehen zu sehen, saß ich dort natürlich nicht allein. Im Gegenteil. Ich durfte, wozu in anderer Situation kaum Gelegenheit war, bei meinem Vater auf dem Schoß sitzen. Wenn es gefährlich wurde wie beim *Kommissar*, nahm er mich etwas fester in seine Arme. Wenn es lustig war – wie z. B. bei Rudi Carrells *Am laufenden Band* –, konnte ich sein Lachen in meinem Rücken spüren. Fernsehen war für mich also während meiner Kindheit viel mehr als nur Programm. Es war ein sehr starkes, sehr privates, sehr schönes Gefühl – ganz gleich, was der Zauberkasten inhaltlich bot. Ist es ein Wunder, dass ich bis heute gerne meine Zeit mit diesem Apparat verbringe – und mich sogar entschlossen habe, das „Glotzen“ zu meinem Beruf zu machen?

Für die meisten Menschen, die mit dem Fernsehen aufgewachsen sind – und das ist ja inzwischen der überwiegende Teil der werberelevanten Zielgruppe – ist „fernsehen“ diejenige Tätigkeit, die sie ausüben, wenn es energetisch für nichts anderes mehr reicht: Wer

nicht ins Theater geht, wer nicht ein Buch liest, wer nicht bei Facebook unterwegs ist oder im „real life“ ein paar Freunde trifft, schaut fern. Und trifft auf ein Angebot, das für jeden individuellen Gefühlszustand das richtige Emotainment bereithält: Wer es in die *Schaubühne* mal wieder nicht geschafft hat, aber nach einem dumpfen Bürotag noch einmal intellektuell herausgefordert werden möchte, wird bei Phoenix oder Arte glücklich. Wer sich nach einem intellektuell anstrengenden Arbeitstag auf gar nichts mehr konzentrieren möchte, darf sich bei einer „romantic comedy“ entspannen, die in ihrer genretypischen Vorhersehbarkeit so behaglich und beruhigend ist wie früher der Schmusettedy vor dem Einschlafen. Wer seine Wut abregieren will, schaut am besten Formel 1. Wer sich mit Herzschmerz aufladen möchte, um sich mal wieder selbst zu spüren, wird in den sozialkritischen Mittwochsfilmern der ARD fündig. Wer Selbstbestätigung benötigt, weiß bei *Wer wird Millionär?* mehr als alle anderen, wer sich noch mehr vor dem drohenden sozialen Abstieg fürchtet, beruhigt sich mit *Ich bin ein Star, holt mich hier raus!*. Der *Tatort* am Sonntag ist Pflicht für alle, die mit dem wohligen Gefühl zu Bett gehen wollen, dass wir doch noch eine gemeinsame gesellschaftliche

Basis haben, über die man am Montagmorgen an der Kantinenkasse miteinander reden kann.

Wer zappt, hat das herrliche Gefühl von Omnipotenz. Das Fernsehen mit seinen zahllosen Kanälen funktioniert wie ein Supermarkt der Gefühle: Alles ist vorrätig, alles ist greifbar. Jeden Wunsch liest die Fernbedienung uns von den Augen ab. Aber man muss sich entscheiden können. Sonst ist am Ende des Fernseh-abends der Einkaufswagen überfüllt mit allerlei ungesundem Krempel, den eigentlich niemand haben wollte. Dann schläft man nachts schlecht. Und schimpft über das Fernsehen, das einem so viel wertvolle Lebenszeit raubte.

Ich vergleiche den gängigen Umgang mit dem Fernsehen gerne mit unserem Umgang mit dem Essen: Beides ist mit den Jahren vielfältiger und billiger geworden. Wir können nun zu jeder Jahreszeit Ananas essen, aber den meisten ist es zu umständlich, die Originalfrucht selbst zu schälen. So boomt das Convenience Food, das intensiver schmeckt als alles, was vom Feld oder aus dem Garten kommt. So wie auch das „real-life“-Fernsehen härter, unbehauener, emotionaler ist als alles, was wir „in echt“ erleben können.

Wer klug ist, bringt seinen Kindern frühzeitig das Kochen bei. Und lässt sie im Supermarkt

Fernsehen nicht mutterseelenallein die Regale absuchen. Das richtige Maß an naturidentischer Emotion zu finden, fällt übrigens nicht allein der sogenannten „bildungsfernen Schicht“ schwer. Denn auch, wenn die Bionade-Generation das Fernsehen für sich längst abgeschafft hat, ist damit noch nicht das Bedürfnis nach leicht konsumierbarem Emo-Ersatzstoff gelöst. Wer einmal aufmerksam beobachtet hat, wie sie jetzt jederzeit und überall zärtlich ihr iPhone streicheln, um mit der Welt, mit sich und miteinander „in touch“ zu bleiben, ahnt: Das Fernsehgefühl war erst der Anfang.

Klaudia Wick
lebt und arbeitet als
Fernsehkritikerin
in Berlin.

